



Manfred Leibundgut vor dem Gemeindemodell «Zentrum Köniz/Liebefeld» im Gemeindehaus Bläuacker.

«Mein Herz schlägt für Köniz»

Vor zehn Jahren wurde die Gemeinde Köniz unter anderem für ihre vorbildliche Siedlungsentwicklung, eine Verkehrsplanung mit Modell-Charakter und für die Bewahrung der Identität der verschiedenen Ortsteile ausgezeichnet. Ganze zwölf Jahre dauerte der Wakker-Prozess. Der damalige Gemeindeplaner Manfred Leibundgut hat Köniz auf dem Weg dorthin begleitet und blickt im Interview auf diese intensive Zeit zurück.

Manfred Leibundgut, was macht Köniz aus?

Köniz ist eine Schweiz im Kleinen. Die Gemeinde hat es geschafft, Stadt und Land und alles, was dazwischen liegt, unter einen Hut zu bringen und aus Bestehendem viel herauszuholen. Köniz darf auf eine tolle Geschichte zurückblicken und kann stolz auf sich sein. Ich habe Köniz als Gemeinde mit zwölf Ortsteilen erlebt, die einander unterstützen und zueinander halten.

Wie begann die Könizer Wakker-Geschichte?

Im Januar 2000: Eines Tages hatte ich den Schweizer Heimatschutz am Telefon. Köniz sei eine von drei Gemeinden, die im Visier für den Wakkerpreis seien. Ich bin etwas «erchlüpft» und habe gesagt, dass wir eigentlich noch gar nicht so weit seien ...

... warum?

Wir waren erst dabei, die Ortsplanungsrevision von 1993 umzusetzen

**Thema: 10 Jahre
Wakkerpreis**

Seite 2–5

**Gemeindebetriebe:
Auf zu einer neuen Ära**

Seite 6–7

**Verschiedenes:
Das läuft in Köniz**

Seite 8

und hatten noch einiges vor. Der Werkhof befand sich damals noch mitten im Zentrum auf dem Bläuackerplatz. Wir wollten unter anderem das Zentrum neugestalten und vieles mehr, das brauchte noch Zeit. Aber der Schweizer Heimatschutz liess nicht locker und wollte unbedingt die Gemeinde besichtigen.

Was machten Sie?

Wir brauchten dringend einen Plan (lacht). Die Wakkerpreis-Kommission erhielt von uns einen ausführlichen Bericht zur Umsetzung der Ortsplanung, worauf sie uns im April 2000 besuchte. Wir führten die Delegation per Bus von Niederwangen bis nach Wabern. Zunächst besichtigten wir die Atelier-5-Überbauung im Ried, danach Herzwil. Das Komitee war vom Ballenberg-ähnlichen Weiler begeistert, vor allem weil er «lebt». Der Besuch des geschichtsträchtigen Schlossareals Köniz kam ebenfalls gut an. Sehr positiv wurde dort auch unsere visuelle Präsentation der zahlreichen Planungsvorhaben wahrgenommen: Neuentwicklung des Zentrums Köniz (s. Seite 4/5), Planung Dreispitz mit Park, massgeschneiderte Verdichtung innerhalb des reduzierten Siedlungsgebiets usw.

Wie ging es weiter?

Wir fuhren via Zentrum Köniz, Dreispitz Liebefeld, Spiegel-Dörfli, Morillon zur Seftigenstrasse in Wabern, welche bereits neugestaltet war und von den Teilnehmenden positiv beurteilt wurde. Kurze Zeit später folgte die Beurteilung des Schweizer Heimatschutzes ...

... wir sind gespannt ...

(lacht). Der Heimatschutz erklärte uns, dass wir zwar gute Ideen hätten, dass wir diese aber zuerst noch umsetzen müssten. Da habe ich gesagt: «Das wissen wir, aber ihr habt uns ja gesagt,

Zur Person

Manfred Leibundgut (1944) hat Ende der 60er- und Anfang der 70er-Jahre an der ETH Zürich Architektur studiert. Nach dem Studium besuchte er während neun Monaten Indien und arbeitete dort als Entwicklungshelfer. Anschliessend war er als Architekt und Raumplaner tätig. Ende der 80er-Jahre erhielt er als Selbstständigerwerbender den Auftrag, Köniz bei der damals anlaufenden Ortsplanungsrevision zu unterstützen. Im Jahr 1990 trat er in Köniz eine Stelle als Mitarbeiter der Planungsabteilung an, bevor er 1992 die Leitung der Abteilung übernahm.



15. November 2007, Jurysitzung des Architekturwettbewerbs für den Neubau des Bundesamts für Gesundheit im Liebefeld: Katrin Sedlmayer (ehem. Gemeinderätin), Manfred Leibundgut und sein Nachfolger Thomas Furrer.

dass wir uns bewerben sollen». Auf alle Fälle verblieben wir so, dass wir uns jedes Mal melden sollten, wenn wieder ein Projekt umgesetzt wurde.

Hielten Sie sich daran?

Ehrlich gesagt nein. Die ersten zwei, drei Jahre gaben wir noch Bescheid, dann haben wir es schleifen lassen. Wie sich später herausstellte, blieben wir aber trotzdem auf dem Radar des Schweizer Heimatschutzes: Wir wurden die darauffolgenden Jahre aus der Ferne beobachtet.

Was passierte in dieser Zeit?

Köniz machte sich enorm. Wir setzten nach und nach die Ortsplanungsrevision von 1993 um. Der Werkhof wurde an die Muhlernstrasse 101 verlegt, das Zentrum neugestaltet und die Tempo-30-Zone eingeführt. Weiter entstanden unter anderem die Überbauungen am Hof, auf dem Dreispitz und der Liebefeld Park an sich, die Siedlung Neumatt-Weissenstein, die Köniz stark aufwerteten. Wir haben bei fast allen Projekten partizipative Prozesse und qualitative Wettbewerbe durchgeführt. Das war prägend.

Was heisst das?

Die Bevölkerung wurde aktiv miteinbezogen. Gleichzeitig schrieben wir Aufträge aus, um den Architekturbüros so die Möglichkeit zu geben, das Optimum aus den Projekten herauszuholen und ihre Ideen zu präsentieren. Die besten wurden schliesslich umgesetzt. Quali-

tative Wettbewerbe und partizipative Prozesse sind zwar sehr zeitaufwendig, aber auf lange Sicht lohnt sich dies. Ich bin ein grosser Fan davon. So werden die Projekte von der Bevölkerung unterstützt und mitgetragen.

Im Jahr 2012 kam schliesslich der grosse Moment ...

Wir hatten eigentlich gar nicht mehr damit gerechnet bzw. den Wakkerpreis aus den Augen verloren. Ich wurde im Jahr 2007 pensioniert. Irgendwann ging das Gerücht herum, dass Köniz im 2011 ausgezeichnet werden sollte. Das war aber nicht der Fall. Der Wakkerpreis ging damals an Lausanne. Ende 2011 erhielt ich eine Einladung für einen «Überraschungsanlass» von der Gemeinde Köniz, tags darauf traf die erste Interviewanfrage des Regionaljournals ein. Da wusste ich, was los war ...

Welchen Bezug haben Sie heute noch zu Köniz?

Ich wohne zwar seit 50 Jahren mit meiner Familie in Bern, mein Herz schlägt aber für Köniz. Ich habe mich so intensiv mit der Gemeinde befasst, dass ich mich noch heute mit Köniz identifiziere.

Was wünschen Sie Köniz für die Zukunft?

Dass Köniz sich treu bleibt und auch weiterhin nicht im Grossen, sondern im Kleinen anrichtet, nämlich dort, wo es etwas nützt.

Martina Summermatter,
Fachstelle Kommunikation